Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher

Judentum und Christentum.

Über **Judentum und Christentum** schreibt **Leonhard Ragaz** „ein Wort zur Verständigung", 64 Seiten, erschienen im Rotapfel-Verlag in Erlenbach (Zürich).

Das Judentum ist für den ehemaligen Zürcher Theologieprofessor nicht eine Rasse oder ein Volk (wenigstens nicht das Judentum, mit dem er es zu tun hat, wenn er es dem Christentum entgegen oder zur Seite stellt), auch nicht eine Religion, sondern eine geistige Bewegung; ebenso das Christentum. Das Judentum nennt er den „Messianismus (Hoffnung auf die Gottesherrschaft) ohne den Messias (Jesus)", das Christentum hat umgekehrt den Messias ohne den ursprünglichen Messianismus. Das Judentum hat den Messias (Jesus) abgelehnt, das Christentum sich von ihm unter dem Einfluß des Heidentums wieder entfernt. Sich zu ihm zurückzufinden, ist der Weg, der zur Verständigung der beiden führen würde.

Befremden kann diese Auffassung nur den, der nicht mit der Welt- und Geschichtsauffassung des Verfassers vertraut ist. Ragaz gehört einer theologischen Richtung an, die mit den Resten und Spuren des klassischen Altertums, die dem Christentum auch nach der Reformation des 16. Jahrhunderts noch anhaften, aufräumen und sich zunächst an die drei ersten Evangelien des Neuen Testamentes halten will, hier vor allem oder ausschließlich den Begriff „Reich Gottes" sieht, alles Innerliche und Jenseitige, alle Seelenheilssorgen ablehnt und mit Bedauern schon bei Johannes und Paulus die beginnende Entfernung von Jesus erkennt, dafür aber in der gewaltigen Reichspredigt der alttestamentlichen Propheten den Geist findet, den man in der Entwicklung des Evangeliums zum Christentum vermißt. Von hier aus lassen sich Judentum und Judenfrage dann allerdings folgerecht so darstellen, wie die vorliegende Schrift sie zeigt.

Diese gibt einen Vortrag wieder, vor Juden in Zürich gehalten. Man wird deshalb nicht verwundert sein, in ihr manches freundliche Wort über Israel zu finden, — bis zu einer förmlichen Liebeserklärung. Es läßt sich gewiß hören, wenn den christlichen Völkern die Judenverfolgungen als Unrecht vorgehalten werden. Aber nicht mehr folgen können wir dem Verfasser, wenn er die Gier der heutigen Juden nach Besitz und Macht, ihren Materialismus und Mammonismus, ihren gehässigen Gewaltsozialismus, ihre ätzende und zersetzende Verneinungswut als einen bloß in falsche Richtung geratenen „Gottesdurst" hinstellt, von dem dieses „Mittelpunktvolk der Geschichte, weitaus das größte der Völker", dieser „Träger der menschheitlichen Hoffnung", erfüllt sei.

Auf Seite 7 lesen wir: „Ich gebe mich nicht als einen besonderen Kenner der Judenfrage und des Judentums überhaupt aus. Seine Geschichte ist mir für große Gebiete noch zu wenig bekannt. Die Literatur über die Judenfrage ist mir ganz wenig vertraut, und Monographien über unser besonderes Problem kenne ich nicht. Aber ich darf sagen, daß ich auf meine Weise und auf eigenen Wegen geschichtsphilosophisch, politisch und sozial das Problem Israels und des Judentums in ihrem Verhältnis zum Christentum aufs reiflichste und mit höchster Spannung des Interesses durchdacht und studiert habe, und daß dieses ganze Problem mir auch persönlich in mannigfaltiger und zum Teil ergreifender Form nahegetreten ist."

Diese Sätze sind wohl zu beachten; sagen sie uns doch, weshalb diese Schrift Ragazens, ebenso wie alle andern, unwiderlegbar ist. Mit Tatsachen aus Geschichte und Naturwissenschaft läßt sich ihm nicht beikommen. Er geht von seiner Idee aus, die von religiöser Art ist, dem Gedanken der „Gottesherrschaft auf Erden", den er als Grundgedanken in der Bibel meint gefunden zu haben, und kümmert sich um Tatsachen so wenig, daß er ohne ihre Kenntnis über die Dinge glaubt entscheidend urteilen zu dürfen. Was ihn in seinen Gedankengängen stören könnte, lehnt er als Heidentum ab. Wie leicht er mit der uns andere bedrückenden Wirklichkeit fertig wird, zeigt seine ganz kurze

Erörterung des Begriffes Rasse: „Wir wissen heute, wie äußerst problematisch dieser Begriff ist. Was man Rasse nennt, ist gar nicht so sehr Sache des Blutes, sondern geistiger Natur: es ist meistens Religion! Diese schafft mehr die Rasse als umgekehrt." So etwas als Gegenstand des „Wissens" zu bezeichnen (und noch dazu, nachdem man erklärt hat, die einschlägigen Kenntnisse nicht erworben zu haben), das werden allerdings außer Ragaz wenige fertig bringen.

Noch aus einem zweiten Grunde ist diese Schrift über das Judentum — und ich darf wieder beifügen: wie alle andern desselben Verfassers — unwiderlegbar: allem, was man etwa daran aussetzen, mangelhaft oder schief finden wollte, würde er mit dem Worte „Mißverständnis" begegnen. Er hat das Bewußtsein, mißverstanden zu werden, bei jedem Einwand, den man ihm machen will, ja überhaupt bei jedem Schluß, den man aus seinen Sätzen ziehen möchte, — so sehr, daß er in all seinen Schriften beständig wiederholt, er „möchte nicht mißverstanden sein", und das Wort Mißverständnis immer wieder ausspricht. Etwas gewagte Sätze werden nachträglich eingeschränkt, abgeschwächt, unschädlich gemacht, oder auch durch ein „vielleicht" (das Wort ist sehr häufig bei Ragaz) schon im Voraus abgestumpft. Ja, gelegentlich kommt das Gegenteil von dem Gesagten auch noch zum Ausdruck, und nichts ist törichter als die verbreitete Meinung, daß Ragaz ein gefährlich einseitiger Mann sei; das Gegenteil ist wahr: die Erkenntnis, daß das Gegenteil auch etwas für sich hätte, die Furcht, nur die eine Seite der Sache beleuchtet zu haben, findet man bei ihm auf Schritt und Tritt. Wer ihn widerlegen, abtun möchte, könnte das niemals durch Widerlegung des Inhaltes seiner Schriften, sondern viel eher durch eine Stilanalyse, aus der sich schließlich ergeben würde, wie wenig Bestimmtes und wirklich Behauptetes bei Ragaz zu finden ist. Wenn er trotzdem in den Ruf eines einseitigen Mannes, ja bei Vielen in den eines Verführers der Jugend gekommen ist, so mag das zum Teil an den Menschen und Verhältnissen liegen, unter denen er seinen Einfluß ausgeübt hat, dann aber allerdings auch daran, daß bei ihm gelegentlich doch ein tiefer Haß zum Ausdruck kam, so als Ragaz seinerzeit über politische Strömungen, den landläufigen staatsfreudigen schweizerischen Parteifreisinn, das preußisch-deutsche Reich, die Völkerbundsgegner u. s. w. sein Urteil abgab.

Sollten auch der Schrift über das Judentum irgendwelche persönliche Neigungen und Abneigungen des Verfassers zu Grunde liegen? Man wird es annehmen müssen. Ragaz haßt den nationalen Staat und was damit zusammenhängt: Machtbestrebungen, Zwang, Landesverteidigung und Kriegswesen, das Schablonenhafte, das notwendig aller „Organisation" anhaftet. Die Juden, als Gastvolk anderer Völker, ohne eigenen Staat, bringen sich dadurch zur Geltung, daß sie die staatlichen Gedanken (keineswegs nur deren unsittliche Verirrungen) ihrer Wirtsvölker zu schwächen suchen; sie stehen in der vordersten Reihe des Heeres, das gegen den starken Obrigkeitsstaat, für den Internationalismus, den Pazifismus, die Versöhnungs- und Vermittlungsgedanken, aber auch für die Verwischung der Kulturgrenzen und der national ausgeprägten Kulturarbeit, kämpft. Darum sind sie für Ragaz Bundesgenossen und „weitaus das größte der Völker". Er übersieht dabei, daß es auch einen jüdischen Nationalismus allezeit gegeben hat. Im Heidentum, meint er, nicht aber bei Israel, sei „die Naturtatsache von Nation und Rasse entscheidend für das Verhältnis von Mensch zu Mensch" (S. 11). Man möchte fragen: hat er denn das Alte Testament nicht gelesen? Israel ist ihm „das Volk der Völker, hat einen Beruf für die Menschheit, es ist in seinem Kern und Grundsinn die aus Gott und in Gott geeinigte Menschheit." Wenn die Lobredner eines andern Volkes derartige Ansprüche erheben, so pflegt man von nationaler Überspanntheit zu reden. Z. B.: Es soll am deutschen Wesen dereinst die Welt genesen, oder: Tout homme civilisé à deux patries, la sienne d'abord, la France ensuite. Seine eigenen Angelegenheiten für die der Menschheit auszugeben und umgekehrt, gerade das war allezeit das Tollste, was der Nationalist leistet. Freilich hat Israel seit langem keinen Staat; aber hat es ihn freiwillig, aus sittlichem

Idealismus aufgegeben, um Universalismus zu treiben und in den andern Völkern aufzugehen?

Für uns Schweizer gibt es jetzt eine praktische Judenfrage: wie verhindern wir das Eindringen der fressenden Säure jüdischen Geistes und des in den Nachbarländern wütenden judenfeindlichen Wahnwitzes in unsern noch leidlich gesunden Volkskörper? Wer uns darauf eine Antwort gäbe oder auch nur einen nützlichen Wink, würde uns einen Dienst erweisen.

Die unsachliche und unwissenschaftliche Behandlung der Dinge führt in unsern Nachbarländern nicht nur zu einer falschen Beurteilung der Juden, sie verwehrt einem großen Teil der gebildeten Jugend die so notwendige Erkenntnis der wirklichen Ursachen des gegenwärtigen Zustandes. Es ist immer ein Irrtum, allen Schäden und jedem Mißgeschick eine einzige Erklärung zu geben, und ist immer ein Unglück, wenn, wie im heutigen Deutschland, ein solches Verfahren durch Massensuggestion verbreitet wird. Allein Ragazens kritiklose Verhimmelung des Judentums ist ebenso falsch und wird kaum das wirksame Gegenmittel gegen diesen Antisemitismus sein.

Eduard Blocher.

Drei bernische Mundarterzähler.

(Emil Balmer. Karl Grunder. Hans Zulliger).

Berndeutsch, für viele schweizerische Leser ein eindeutiges Wort, ist in Wahrheit ein vieldeutiges und wird immer vieldeutiger, je mehr Landschaften sich mit eigener Mundartdichtung zum Worte melden. Der erste mundartliche Dichter des Bernerlandes, Gottlieb Jakob Kuhn, nahm es mit der Mundartform seiner „Volkslieder und Gedichte" noch nicht genau. Stadtberner von Herkunft, aber dann Emmentaler und Oberländer von Aufenthalt, mischte er die ihm mehr oder weniger vertrauten Bernermundarten nach Kenntnis und Bedürfnis zu einer Sprache, die wir heute bei all ihrer Volkstümlichkeit als unrein empfinden. Durch Jeremias Gotthelf bekam dann das emmentalische Berndeutsch, das er in seiner ganzen Fülle beherrschte, eine überragende Bedeutung. Mit immer größerer Sorgfalt, mit immer eifrigerem Bestreben nach Echtheit wurde diese Mundart an verschiedenen Orten und daher auch wieder in allerhand Abweichungen ausgeprägt, so von Ernst Müller, Karl Grunder, Emil Günther, C. A. Loosli und ganz besonders von Simon Gfeller. Die Mundart der Kantonshauptstadt, im Vergleich zur bäuerlichen Sprache abgeschliffen, verwässert und mit Schriftdeutsch vermischt, fand vor allem in Rudolf v. Tavel einen Meister, der ihr dichterischen Wert und literarisches Ansehen zu geben wußte. Die andern Landesteile, vor allem das sprachlich so vielgestaltige Oberland, dann das Seeland, der Oberaargau, das Guggisbergerländchen und sogar das Mittelland, kamen nur in vereinzelten Mundartwerken zur Geltung. Mehr bekannt als durch Dichtungen wurde die Volksmundart dieser Gebiete durch einige Bände des großen sprach- und volkskundlichen Werkes „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums" von Dr. Eman. Friedli, so besonders durch den Band „Grindelwald", den Band „Guggisberg" und den Doppelband „Seeland" („Ins" und „Twann").

Nun ist aber in den letzten Jahren auch das Stillschweigen kleiner, abgelegener Sprachgebiete gebrochen worden, und zwar durch einen jüngeren Berner Schriftsteller, der die Gabe hat, in verschiedene Mundarten wie in die Finger eines Handschuhs hineinzuschlüpfen, **Emil Balmer** aus Laupen. Er begann vor zwei Jahren mit „Gschichtli und Jugeterinnerunge" unter dem Titel „Zytröseli' (1922), in denen er die Mundart seines Heimatstädtchens an der Sense zum ersten Mal literarisch verwertete. In einem folgenden Bande, „Friesli", dehnte er den Schauplatz seiner Erzählungen auf das Gantrischgebiet „hinter der Egg" aus, und in dem soeben erschienenen Bande **D'Glogge vo Wallere** (Bern, A. Francke, 1924) redet er die Sprache des Guggisberger-

ländchens, in dessen Mitte sich auf einem Hügel malerisch und freundlich das Kirchlein von Wahlern erhebt. Mit dem Glockengeläute dieses Kirchleins wird das Buch stimmungsvoll eingeleitet, und wer ein Ohr dafür hat, wird diesen Glockenton durch alle Geschichten hindurch vernehmen. Es ist ein warmer Gemütston, aus dem man die Liebe des Verfassers zu Land und Leuten seiner Erzählungen herausfühlt. Emil Balmer ist nicht der geschäftige Literat, der eine Gegend nach Motiven absucht, um für seine psychologischen Probleme einen örtlichen Hintergrund, ein „naturalistisches Milieu" zu gewinnen. Er ist ein frohmütiger Wanderer, Zeichner, Volksliedersänger und Sportmann, den es in die stillen, abgelegenen Bergtäler, in die heimeligen Stuben der alten Bauernhäuser zieht und der keine volksfreundlichen Redensarten braucht, um mit den einfachen Landleuten auf vertrauten Fuß zu kommen. Und dann vernimmt er eben allerhand Geschichten, die andere nicht vernehmen, Familienbegebnisse ernster und heiterer Art, auch örtliche Bruchstücke aus weltgeschichtlichen Ereignissen. Denn hier lebt noch, was wir in den Städten fast gänzlich verloren haben, mündliche Überlieferung vom Großvater und Urgroßvater her; hier gibt es noch Häuser, in denen von Geschlecht zu Geschlecht die Leiden der Bevölkerung aus der Zeit der bernisch-freiburgischen Doppelherrschaft erzählt werden bis in die Tage der zweiten Vilmergerschlacht zurück. Hier wohnt noch — ich kenne sie persönlich — eine alte Bäurin, die so bewandert ist in der Geschichte ihres Ländchens, daß sie imstande war, ein geschichtliches Schauspiel in fünf Aufzügen von der Teilnahme der Schwarzenburger am Toggenburgerkrieg von 1712 zu schreiben. Um sich den Verlauf der Staudenschlacht anschaulich vorstellen zu können, reiste sie eigens nach dem Langelenfeld bei Hendschiken im Aargau und zeichnete an Ort und Stelle die Aufstellung der Truppen.

Dieser Frau verdankt Emil Balmer manchen guten Stoff zu seinen Erzählungen. Die Kunst des Erzählens brauchte er nicht von ihr zu lernen; die besaß er bereits, und zwar jene ungesuchte Kunst, die ganz aus der Gewohnheit mündlichen Erzählens hervorgeht. Sie gibt sich so absichtslos und selbstverständlich, daß man versucht werden könnte, sie zu unterschätzen. Wer genauer zusieht, wird nicht verkennen, daß jede Erzählung nicht nur ein tragfähiges Motiv, sondern eine geschlossene Stimmung und eine vollkommene Klarheit des Aufbaus besitzt. Und alles ist eingebettet in die Natur des Landes, die der Erzähler wie seine Heimat kennt, festgefügt in die geschichtliche Vergangenheit und die Sitten und Bräuche des Landes. So lernt der Leser, indem er an dem Schicksal einzelner teilnimmt, sich an menschlichen Originalen erfreut, zugleich ein Stück altertümlichen Volkslebens und vaterländischer Geschichte kennen. Das gilt besonders von der Sittenschilderung in der Erzählung „Dürsitz" und von der Liebesgeschichte „Der Glückshoger", die durch eine überaus anschauliche Schilderung des Guggisberger „Schafscheid" eingeleitet wird. Tiefer ins menschliche Seelenleid führen die Erzählungen „Der Brunnehof" und „Der Fluech", beide auf wahren Begebenheiten beruhend.

Derber, vorwiegend auch lustiger sind **Karl Grunders** Erzählungen in seinem **„Tröschteli un angeri Bärndütsch-Gschichte"** (Bern-Bümpliz, Verlag von Benteli A.-G., 1924). Sie bewegen sich zum Teil auf dem Boden des urkomischen Volksschwankes, wie z. B. der „Gschirrtüfu", der in seiner ungeschlachten Art einem Fastnachtspiel des ausgehenden Mittelalters entnommen sein könnte: Eine Ehefrau will ihren Mann von der krankhaften Sucht, im Rausch alles Geschirr im Haus zu zerschlagen, heilen und folgt dem Rat einer Krämerin; der lautet, sobald er anfange zu toben, solle sie erklären, das sei nichts, das müsse ganz anders schettern, und darauf solle sie zusammengelesenes altes Geschirr und Scherben in solcher Masse und mit solcher Wut zerschlagen, daß es dem Mann zu bunt werde und er der Frau Einhalt gebiete. Es läßt sich etwa denken, was bei reichlicher Ausmalung der Szene aus diesem Stoffe gemacht werden kann. Denn an Fülle und Schlagkraft volkstümlicher Beredsamkeit fehlt es Grunder nicht, und um kleine schwankhafte Einfälle zur Durchführung einer ländlichen Schnurre ist er auch nicht verlegen. Das zeigt sich z. B. in dem Nachtbubenstreich des „Sänggi-Chrigi" mit der „Churzebärgrundete",

wo das Unglaubliche glaublich wird, daß zwei Bauerntöchter ihre Samstagskilter mit einer aus „Holzböden" gekochten Suppe bewirten, während der Urheber des Streiches auf sicherm Beobachtungsposten das gekochte „Laffli" schmaust. Wenn Grunder solche Schwänke erzählt, steht man im Bann des Abenteuerlich-Ungeheuerlichen und läßt manches mitlaufen, was bei Tageslicht betrachtet ein wenig fraglich aussähe. Das ist aber das Vorrecht des Schwankes und soll es bleiben. So wäre z. B. in der Erzählung „Köbu u Kobi", wo der Sohn die ihm zugedachte Partie dem Vater anhängt, die Art, wie der Junge mit dem Alten umgeht, als kaum möglich zu bezeichnen. Aber das Ganze ist in einem so köstlichen Tone der Gewißheit erzählt und viele Einzelzüge sind so trefflich beobachtet und wiedergegeben, daß man sich fortreißen läßt. Um nur einen solchen Zug zu erwähnen, sei eine Stelle aus der Doppelhochzeit von Köbu-Vater und Kobi-Sohn angeführt. Der Alte führt eine fürchterliche „Pflute" von Weibsbild als seine Frau nach Kobisegg heim. Mühsam zerrt die alte Lise das Bernerwägeli mit der schweren Bürde den letzten Rain hinauf... „Sie het gsperzt u gschnuppet dür e steinig Wäg uehe, u wo sie isch dobe gsy, het sie hingere gluegt, was Uflätigs jez ächt da ömel o uf dem Wägeli obe gsi sig. Zähe Jahr zieh sie das Fuehrwärch scho da uehe, aber so gnue heig sie doch no nie müesse tue. Wo sie die Plättere gseht abstige, hätt sie gueti Luscht gha, se no chly z'schnelle oder re ne Stupf a ds Hingere z'gäh, daß sie umen ab der Egg ahe gfloge wär."

Ein echter Volksschwank ist auch „Gyt-Lüders Fuehrig" mit einem urkomischen Motiv aus dem Volksaberglauben, der hier an einem Geizhals zu Schanden gemacht wird. Die ernstern Erzählungen, wie gerade die Titelgeschichte vom „Tröschteli", scheinen mir weniger bodenständiges Gewächs. Sie bekommen leicht einen Stich ins Sentimentale wie die Liebesszene in Grunders Volksschauspielen. Seine Kraft liegt vor allem im Schwank, seis im dramatischen oder im epischen, und da unsere „höhere" Literatur hier so gut wie ganz versagt und nichts Rechtes kann, dürfen wir über Talente wie Grunder und Bücher wie sein „Tröschteli" nur froh sein.

Grunders Mundart stammt aus der Gegend, wo Mittelland, Emmental und Oberland ungefähr zusammenstoßen. **Hans Zulliger,** der Verfasser von **„Unghüürig",** erzählt „Alti Gschichte us em Bantigerbiet" (Bern, Verlag A. Francke, A.-G., 1924), also aus dem Mittelland, und zwar in einer mittelländischen Mundart, die wegen der Nähe der Hauptstadt leicht als „verbastert" angesehen werden könnte. Das ist nun die Sprache dieser Erzählungen keineswegs. Bolligen, so nahe es bei Bern liegt, ist eben ein Bauerndorf, von der Industrie noch fast unberührt und darum in seiner Mundart noch konservativ. Noch mehr gilt das von den abwegs liegenden kleineren Ortschaften, an denen uns die „unghüürigen" Erzählungen vorbeiführen: Habstetten, Bantigen, Flugbrunnen, Klosteralp, Laufenbad, Geristein, Lindental, Thorberg, Ferenberg u. a. Da hat nun der Erzähler eine Sprache geschöpft, die es an kernhafter Echtheit und redensartlichem Reichtum mit jeder andern bernischen aufnehmen kann. Ich bin aber überzeugt, daß dasselbe Lob noch von mancher Bauernmundart in der Nähe Berns gelten könnte — wenn sie einen Meister fände, wie Hans Zulliger in der seinigen ist. Bei ihm findet man noch Redensarten, die durch Eigennamen einen örtlichen Ursprung verraten, so z. B. wenn es heißt: „e Mouggerigring mache wie Ankema's Esel" — oder (am Tisch, beim Essen) „yche lige wie Burkhalter i der Chingelehr"; dann überhaupt altertümliche Redensarten, die in der Stadt, also eine Stunde weiter, längst ausgestorben sind: „Däm wei mer de der Widerrischt vo Dach yche strigle!" Oder „Es het Gattig gmacht, mi müessi die Sach mit de Pfüüschten uschnuble." Oder „Das Fraueli het ihm chönne chaule wie nen ungsalbeti Rönndle — ihm het das weneli u nid viel usgmacht" u. s. w. Was aber noch erstaunlicher ist als diese Zähigkeit einer Mundart, die doch schon im Einzugsgebiet der Stadt liegt, das ist die Tatsache, daß hier örtliche Volkssagen noch in solcher Frische der Überlieferung leben. Aber man muß sie zu leben verstehen. Denn:

„Mängisch wärde de d'Lüt no buechigi, we me se wägen Unghüür geit gagen ahoue. Sie troue no grad einisch, mi wölli se für e Löhl ha u seien oder ihres Wäsen usfötzlen u vernüütige." So fängt unser Erzähler an. Und was die erste Geschichte, das „Unghüür im Bode" betrifft, fügt er bei:

„I darf ech bim Tiller nid säge, vo welem Purehus die Gschicht da chunt! Vo wäge der Pur isch gar grüseli ne wohlgmeinten u boghälsige Kärli, un i müeßti usdinget warte sy, daß er mi täti brunnetrögle oder bschüttilöchle, wenn i grad alles richtig wett vernamse un är's de tät läse."

Also Hans Zulliger, ein junger Lehrer in Ittigen bei Bolligen, hat sich auf die Suche gemacht nach alten Volkssagen und zwar in seiner nächsten Nähe. Und wie es nun in den Wäldern und Krächen des Bantigergebietes noch vergrabene Schätze aus der Franzosenzeit oder noch weiter her gibt, so lagen hier auch, unter grauen Haaren in alten Schädeln Volkssagen vergraben, für die es nur einer Wünschelrute brauchte, um sie wieder zum Tönen zu bringen.

Zulligers Sagen aus dem Bantigergebiet, die zum großen Teil, aber nicht ausschließlich ins Teufelsgebiet und somit ins Reich des Grusligen gehören, sind nicht nur eine unterhaltende und durch die naturgetreu volkstümliche Erzählungsform ansprechende Lektüre, sondern ein wertvoller Beitrag zur Volkssagenkunde unseres Landes. Otto v. Greyerz.

Zur 25. Wiederkehr von C. F. Meyers Todestag

hat der Verlag H. Haessel in Leipzig Faksimiledrucke der 1864 erschienenen **„Zwanzig Balladen von einem Schweizer"** und der ersten Ausgabe der Dichtung **„Hutten's letzte Tage"** von 1872[1]) herausgebracht, zwei ihrem Äußern nach bescheidene Gegenstücke zu dem von Adolf Frey im gleichen Verlag herausgegebenen prächtigen Handschriftband Frühlyrik Gottfried Kellers.

Mit ehrerbietiger Rührung nimmt man sie zur Hand, die beiden schmucklos, aber sauber gedruckten Broschüren im heute schon recht altmodisch anmutenden Geschmack der sechziger und siebziger Jahre. Ein Leben rang in ihnen nach Verkündigung und Verklärung, und was für ein tiefwurzelndes, feines, reines, aber was für ein hart darniedergepreßtes Leben! Doch wer von persönlich Fernstehenden erkannte, anerkannte damals in diesen sprachtechnisch schon so durchgebildeten, nur noch nicht zu zwingend höchster Wirkung gestrafften Balladen den innern Wert des werdenden Künstlers? Heute, ein Vierteljahrhundert nach Meyers Tod, ja, da will nun mancher nachträglich die Palmwedelkrone wachsen hören, heute wird schon die letzte Entwurfzeile aus Meyers Hand von eifrigen Literaturjüngern nach Lebenszellkernen mikroskopiert. Hat der Dichter noch selber solcher literaturgeschichtlichen Beflissenheit durch schleunige Vernichtung seiner Handschriften vorgebeugt — wie würde er heute, zur Blütezeit der psychanalytischen Methode, auf die um ihn ansteigende Schicht von Schriften blicken, die von dem sorglich gehüteten Geheimnis seines persönlichen Erfahrens den Schleier wegzuschlagen sich mühen!

Immerhin, dieser so sehr unwissenschaftliche Stoßseufzer will die Neudrucke der beiden Erstlinge C. F. Meyers keineswegs der Literaturforschung allein zuschieben. Auch wer nicht Lust verspürt, nachzurechnen, was beim Erscheinen des Frühwerks denn in der Schweiz an Balladendichtung geleistet war, wird mit bedachtsamem Finger in den würdigen Bänden blättern, besonders gerne sicherlich in dem der Zwanzig Balladen, ein Ahnen noch nachgenießend von dem Glück der Selbstbefreiung, das dem Dichter das endlich, endlich fertig vor Augen liegende Buch bescherte.

---

[1]) Die „Zwanzig Balladen" in einer Auflage von 300, „Hutten's letzte Tage" in 750 numerierten Exemplaren.

Solch warmem Nacherleben, Nacherleiden eines einsam großen, bittern Jugendgeschicks wird teuer sein auch eine Veröffentlichung wie die **Martin Bodmers: Frühe Balladen von Conrad Ferdinand Meyer.**[2]) Höchst sympathisch berührt an ihr, daß sie nach einem knappen, gehaltvollen Vorwort von feiner, bescheidener Haltung den Texten des Raumes Löwenanteil zuweist. Sie bringen zwölf Balladen Meyers in synoptischer Darstellung der Frühform (der Ulrich-Meister-Handschrift), des ersten Druckes und der endgültigen Fassung, soweit eine solche besteht. Reizvoll, die verschiedene Formung der Motive zu verfolgen, die Selbstzucht gereifter Gestaltungskraft zu bewundern, die entschlossen streicht und zusammenschiebt, bis zäh erkämpfte Kürze und Würze das Gedicht adelt, herrlich wie aus erstem Wurf.

Des Dichters Vermächtnis ehren wir freilich mehr nach seinem Sinn durch die Versenkung in sein vollendetes Werk. Und ihr dient ja nun eine ganze Schar von Ausgaben in verschiedenen Formaten, Drucktypen und Einbänden vom Pappdeckel bis zum handvergoldeten Saffianleder. Der Urverleger C. F. Meyers, H. Haessel in Leipzig, hat sich bemüht, es jedem Geschmack und Beutel recht zu machen, hat sogar für jene merkwürdigen deutschen Gemüter gesorgt, die ihre deutschen Dichter durchaus in lateinischen Schriftzeichen genießen wollen. Doch auch hier gilt das „Wohl dem, der hat": Nämlich den ganzen Meyer in den alten, hochgediegenen Leinenbänden mit ihren etwas steifen, goldnen Spießen auf dem leuchtenden Rot der Decke. Die solide (vielleicht ein wenig zu solide) und gar nicht teure schweizerische Ausgabe kommt gegen den aristokratischen Geschmack ihrer ganzen Ausstattung lange nicht auf. Der „gut bürgerliche" Meyer für die kleine Bücherei zu werden, hätte eigentlich alle Aussicht die vielumstrittene Gesamtausgabe in dem handlichen Taschenformat, in erstem Betracht die hübschen Halbleinenbändchen.[3]) Sie wirken nicht unwürdig mit dem blütenweißen Papier und dem gefällig beschrifteten, schlicht-hellen Einband. Der Druck freilich ist, wenn auch klar, doch reichlich klein, und auch im Preis wird diese Ausgabe sich neben der schweizerischen nicht leicht behaupten können. Daß in dieser Bücherfolge Meyers Gesamtwerk geboten wird, ist gewiß unanfechtbar. Schade aber, daß die Einleitungen nicht Nachworte sind. Mochte der Verlag mit Recht den Versuch einer Ausgabe mit „populären" Deckenbildern wagen (warum soll am Kiosk nicht hin und wieder ein Bändchen Meyer statt eines Ullsteinromans gekauft werden?), entschieden unangebracht aber war es, dem Leser durch eine vorangestellte Inhaltsangabe den Reiz der Spannung zu rauben, um ihn so auf ein eher wissenschaftliches Genießen der Gestaltung einzustellen. Zu diesem recht eigentlich gelehrten Gehaben will auch die Kennzeichnung der Ausgabe als „Volksmeyer" nicht recht stimmen. Und sollte denn nicht auch einem C. F. Meyer an jenem Publikum gelegen sein, das mit der naiven Begeisterung des stofflich Gefesselten eifernd die Seiten wendet, oder lebt unser Zeitalter so rasch, daß es 25 Jahre nach eines Dichters Tode sein Werk schon nicht mehr ohne literargeschichtliche Hilfe zu lesen vermag? Arnold Büchli.

---

[2]) 1922 ebenfalls bei H. Haessel in Leipzig erschienen.

[3]) 14 einzelne käufliche Bändchen mit Leinenrücken, Gesamtpreis Fr. 45.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2.
— Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.